

YR 454 1959

5330750

1559

*Solothurn  
und seine  
St. Lukasbruderschaft  
vor 400 Jahren*

G

1964, 1109



*Festrede, gehalten zur 400-Jahrfeier  
der St. Lukasbruderschaft Solothurn  
von Bruderschaftsmeister  
Dr. Ulrich Luder  
am 24. Januar 1959 im Landhaus  
in Solothurn*





Druck: Vogt-Schild AG, Solothurn



Jubiläumsreden pflegen oft sehr selbstsicher und von herzlich wenig Hemmungen begleitet weite Spaziergänge in die Vergangenheit zu unternehmen. Gleichsam die Rosette der Selbstzufriedenheit am schwarzglänzenden Revers, führt in solchen Fällen der oratorisch Begabte seine Zuhörer wie ein erfahrener Gärtner durchs Treibhaus der Jahrzehnte und Jahrhunderte, bald da, bald dort auf seltsame Ziergewächse, auf fremdartige Pflanzen, auf grossartige Zuchtergebnisse deutend, bis er schliesslich am Ausgang, am Ende seines Rückblickes, die atemlos Gewordenen mit lässiger Handbewegung verabschiedet, Erreichtes und Unerreichtes mit der gleichen besitzesstolzen Gebärde umspannend. Wie gerne täte der Bruderschaftsmeister desgleichen. Aber zwischen ihm und dem Ursprung der Bruderschaft türmen sich die Gebirge von vier Jahrhunderten, oder, um ein Traumbild, wie es historische Amateure zu bedrängen weiss, zu verwenden: zwischen ihm und dem Ursprung breiten sich ohne Horizont die



meergleichen Wasser von 400 Jahren aus. Zwar tönt dem versunkenen Vineta gleich hie und da ein Name, ein Kunstwerk, ein Lied, ein verschollener festlicher Jubelton aus den Fluten. Aber wo seinen Fuss setzen, wo die Brücke suchen hinüber zu längst überspülten Pfaden und Inseln? Und ist es, so fragt sich zweifelnd der Bruderschaftsmeister, richtig und angemessen, bei einem solchen Anlass Gegenwärtiges aus dem Vergangenen zu deuten und zu rechtfertigen? Was, wenn aus den Stimmen des Einst am Ende nur auf seitherigen Niedergang frommen Beginnens, auf gesellschaftliche Schnörkelei statt des kunstfreudigen Urstrebens zu schliessen wäre? Wenn das Unerreichte mächtiger würde als das Erreichte? So, dass wir Lebenden uns schliesslich nur noch mit der sehr genügsamen Feststellung, dass der Lebende recht habe, in unser Fest hinein retten müssten?

Lassen wir die einzelnen Jahre ruhen und jedem seinen erworbenen, zu Recht oder Unrecht beanspruchten Platz in der Chronik der Bruderschaft, die ja ohnehin mit ihrer Festschrift werkgetreu Notwendiges und Gültiges festhält. Wagen wir einzig den zwar gewaltigen, aber weniger verpflichtenden Sprung über den Strom hinweg zum Anfang, damit wir Menschen des zwanzigsten



Jahrhunderts wenigstens versuchsweise und mit bescheidener Vorstellungskraft zu erkennen vermögen, in welche Zeit und welche Welt hinein die Bruderschaft Sancti Lucae im Jahre 1559 gestellt wurde. Wir pflegen ja unbeschwert von ihren Gründern zu sprechen, wie wenn sie mit uns am Becher genippt hätten und wie wenn sie mit uns im Auto zum Freundschaftsessen gefahren wären. Wir pflegen den Freiheitsbrief zu lesen, als ob er seit je nur den Kandidaten zur Angelobung verkündet worden wäre. Und wir denken kaum daran, dass auch unsere Stadt vor 400 Jahren ganz anders war als heute, da sie uns vertrauter Hort und Wohnstätte ist.

Wagen wir den Sprung und sehen wir zu, was wir aus jener so vergänglichen Zeit erhaschen, da acht Männer in einer kleinen Jurastadt, staubkornklein in einer Welt, die noch kein Motor, kein Düsenantrieb und keine Radiowellen verkleinerten, die Lukagemeinschaft gründeten.

1559. Auf dem grossen Welttheater — ein Wortsymbol, das erst 100 Jahre später Calderon prägen wird — sind soeben bedeutsame Figuren zurück in die Kulissen getreten und haben anderen, nicht minder glänzenden und mächtigen, Platz gemacht. Der Glockenton, der vor einem Jahre



Karls V. Tod verkündet hat, klingt noch in aller Ohren, und der Trennungsstrich, den er zwischen Habsburg-Oesterreich und dem iberischen Austria gezogen hat, wirkt sich aus. Sein Bruder Ferdinand hat als Kaiser Karls Nachfolger die Macht in Deutschland angetreten. Philipp II., der düstere Sohn Karls, regiert seit drei Jahren in Spanien, lebend, wie es einer gesagt hat, zwischen Himmel und Hölle, versinnbildlicht in El Grecos Traum-bild. Soeben hat Philipp die Braut seines an Leib und Seele zerrissenen Sohnes Don Carlos geheiratet. Hinter dem Flackern des spanischen Sternes geistern die Schatten der Inquisition, und Wolken ziehen gen den Niederlanden, wo Egmont und Wilhelm von Oranien noch nichts von ihrem Schicksal wissen. Inzwischen aber ist ein anderer, viel strahlenderer Stern über Grossbritannien aufgegangen. Vor einem Jahr hat die Bezwingerin der Meere, Elisabeth I., die Macht angetreten. Der Glanz Albions wird mit ihrem Namen verknüpft bleiben, und die Schiffe werden ihn in alle Erdteile hinaustragen. Auch ihr bleibt der Dämon nicht erspart: Maria Stuart, ihre Verwandte, wird die Gefährtin böser Träume sein. Aber noch ist es nicht so weit. Marias Verhängnis kündigt sich erst durch befremdliche Vorboten an: Bei einem Tur-



nier stirbt am 10. Juli 1559 der französische Monarch Heinrich II., und Maria hat an der Seite ihres Gatten Franz II. den französischen Thron bestiegen. Ein Jahr später schon wird auch Franz nicht mehr auf Erden weilen. Zwar haben die Grossen der Welt soeben den Frieden von Château Cambresis geschlossen und dem letzten Italienkrieg zwischen Frankreich und Spanien ein Ende bereitet. Aber das Jahr 1559 verheisst mehr Streit als Frieden. Religiöse Wirren schrecken die Länder auf.

Das Schachspiel der Grossen darf aber nicht zur Annahme verleiten, das auf dem Welttheater so zwiespältig anmutende Jahr 1559 sei nur von Schatten umdüstert gewesen. Wie hell ist der Glanz, der zur selben Zeit über dem künstlerischen Schaffen schwebt! Wie stellt sich Werk neben Werk, wie reihen sich Namen an Namen im Reiche der grossen Manieristen oder um die älter gewordenen Meister des Frühbarocks! Wie tröstlich doch, dass es neben einem Regenten Philipp den Maler Tizian gibt, unendlich reich an schöpferischen und physischen Kräften, dessen fast 100jähriges Leben schliesslich 1576 wie eine Glocke ausklingen wird. Da baut zur selben Zeit ein Michelangelo am Petersdom in Rom, wirkt ein Vasari —



Maler, Kunstbiograph und Baumeister — in Florenz, wohin ihn Cosimo I. gerufen hat und wo er soeben an den Studien für die Errichtung der Uffizien arbeitet. Da beherbergt die Lagunenstadt Venedig den Farbenzauberer Tintoretto, der im kommenden Jahr das Ausmalen der Scuola San Rocco beginnen wird. In den Niederlanden beheimatet, mitten im Volk der Bauern und Bürger steht, mit beiden Beinen auf dem Boden, Pieter Brueghel der Aeltere. Noch zehn Jahre irdischen Wirkens werden ihm beschieden sein. Deutschland hat seinen Tobias Stimmer, der aus der Schweiz stammt, Frankreich seinen François Clouet, Spanien El Greco. In Paris baut Pierre Lescot am Louvre, in Spanien entsteht der Escorial. Cervantes, der Schöpfer Don Quichottes, ist noch ein 12jähriger Knabe. In England aber erfreut sich ein gewisser Herr Shakespearé mit Mary Arden einer bereits zwei Jahre dauernden Ehe. In fünf Jahren wird ihr Sohn, William, geboren werden, ein Name, den die Welt nie wieder vergessen wird. Auch in die Schweiz wird er dringen, in jenes kleine Gebirgsland, das gerade in jener Zeit sich anschickt, Stabilität zu lernen. Es hat sie dringend nötig nach den wilden Erobererzügen. Zwar hat die Reformation vor einigen Jahrzehnten im Innern schwere



Erschütterungen mit sich gebracht. Am Bestand und Umfang des Bundes hat sie aber nichts zu ändern vermocht. Hier regieren nach wie vor die 13 Orte und bestehen weiterhin befreundete zugewandte Orte oder gemeinschaftliche Untertanengebiete. Fast scheint es, ein schöpferischer Stillstand sei eingetreten und die spätere natürliche Begrenzung ahnungsvoll vorausgesehen. Freilich, ganz können es die Eidgenossen noch nicht lassen. Wenn man schon nicht mehr auf eigene Faust auf Abenteuer ausgehen kann, verdingt man sich im Solde der übermächtigen Nachbarstaaten als Reisläufer oder mindestens als Empfänger fürstlicher Pensionen. Der Blick ist nach aussen gerichtet, während im Innern die aussenpolitischen Bindungen der einzelnen Orte und der konfessionelle Graben vorläufig ein eigentliches nationales Leben lähmen, um so mehr als die vielen Flüchtlinge, von den Eidgenossen bereitwillig aufgenommen, erneut Unruhe und Verstrickungen mit sich bringen. Dagegen erkennt man mit Staunen, wie reich das geistige Leben jener Zeit sich entwickelt. Die gegenreformatorischen Führer treffen sich irgendwo auf höherer Ebene mit den Humanisten der anderen Richtung im Bestreben, für Entwicklung und vermehrte Bildung einzutreten. Aegi-



dius Tschudi etwa ist nicht nur katholischer Führer, sondern auch Vater der Geschichtsforschung. Konrad Gessner andererseits studiert die Natur und entdeckt die Wunder der Berge. Josias Simmler bringt die erste Volkskunde der Eidgenossenschaft. In Zürich wirkt Heinrich Bullinger, in Genf gründet Calvin die Universität Genf, die Altersgenossin der Lukasbruderschaft.

Wenn wir schliesslich einen weiteren Gelehrten jener Zeit, Glarean, den Freund Tschudis, nennen, so stellen wir gleichzeitig die organische Verbindung mit Solothurn her. Im Jahre 1559 lehrt Glarean als Geschichts- und Poetikprofessor in Freiburg im Breisgau. Schüler haben ihn mit unserer Stadt in Verbindung gebracht, allen voran Propst Johannes Aal, der Dramatiker, der ihm von Solothurn her immer wieder neue Zöglinge schickt. Soeben sitzen Hans Jakob vom Staal, der Schöpfer des Solothurner Stadtrechts, der übrigens im gleichen Jahr ein königliches Stipendium erhält, um nach Paris zu reisen, und der spätere Solothurner Stadtarzt Melchior Wiel auf den Schulbänken vor Glarean. Eben ist ein weiterer Schüler des grossen Gelehrten, Urs Häni, Pfarrer in Biberist geworden. Auch der Stadtarzt des Jahres 1559, Appollinaris Burckhardt, hat die Vorlesun-



gen Glareans besucht, und der Liebling des Humanisten, Hieronymus von Roll, ein Neffe der heiltätigen Barbara von Roll, ist gerade 16 Jahre alt geworden und wird nächstes Jahr bereits in den solothurnischen Grossen Rat eintreten. Namen, zum Teil vergessen, zum Teil der Ahnengalerie einverleibt! Geblieben, bewundert, angezweifelt, aber echt solothurnisch verwurzelt ist dagegen Glareans am Zeitglockenturm aufgemaltes Distichon, das er vor etwa 15 Jahren verfasst hatte, und das, wahrscheinlich von Freund Johannes Aal verdeutscht, lautet:

«Kein älter Platz in Gallien ist,  
dann Solothurn zu dieser Frist.  
Usgenommen die Stadt Trier allein,  
darumb nennt man uns Schwestern gmein.»

Und wenn wir hören, dass Glarean, ein vom Kaiser mit dem Lorbeer gekrönter Humanist, unserer bescheidenen Kleinstadt wünschte, dass sie sich Ursus zum Vorbild nehme, im Kriege tapfer sei und die Schwester Trier übertreffe, so werden schon vor vierhundert Jahren die Solothurner sich über diesen freundlichen Strahl ausländischen Geistesglanzes gefreut haben, der die kleine Stadt erhellte.



Unmerklich sind wir, mitten im Jahre 1559, das von kaltem und nassem Wetter, hohen Wein- und Kornpreisen heimgesucht worden sein soll, in Solothurn eingezogen. Wir mussten es tun entweder durch das Gurzeln- oder das Eichthor, das etwas mehr als zwanzig Jahre alt ist, oder dann von der Mindernen Stadt her über die vorläufig noch einzige Brücke durchs Wassertor. Ueberall sonst nämlich erheben sich langgestreckte Ringmauern, unscheinbarer, aber trutziger als die späteren Vaubanschanzen. Die Mauern sind unterbrochen durch zinnengeschmückte Wehrtürme, und auch jede Ecke zeigt einen mächtigen Turm in behäbiger Ründe. Nur am Ritter, dort wo heute die Städtischen Werke ihren Sitz haben, erhebt sich ein viereckiges Bollwerk. Von der Südseite der Aare grüsst der Krumme Turm, ein Veteran schon mit seinen hundert Jahren. Die Riesenfront des Zeughauses dagegen wird erst in 50 Jahren an der Stelle eines unscheinbareren Waffenarsenals aufgerichtet. Auch das Rathaus steht bereits. Sein Spitzturm ist schiefergedeckt. Eine kleine Stadt mit kaum 3000 Einwohnern — aber recht eigentlich von einem Baufieber erfasst, viel ausgeprägter, als wir es heute zu sein meinen: Soeben hat man sämtliche Hauptwerke der Schanzen verstärkt. Vor



16 Jahren wurde der Buristurm gebaut, und der Riedholzturm, der 1546 durch eine Pulverexplosion zerstört worden ist, hat vor erst wenigen Jahren seine neue Gestalt als Rundturm erhalten. Noch sind keine Stadtgärtner im Amt. Aber mit Wehmut stellt der Zeitgenosse des zwanzigsten Jahrhunderts fest, wie viele Bäume damals ihr Grün mitten in der Stadt leuchten lassen. Friedlich grasen die Hirsche auf den Schanzenwiesen, und knapp vor den Stadttoren beginnt die Weite der Gärten und Felder. Sogar auf der Anhöhe von St. Ursen steht ein Baum, just vor dem Kirchturm, der vor zweihundert Jahren an die Stelle des vorherigen Zwillingsturmes getreten war und nun bis zum Neubau von 1762 ausharren muss. Eben hat man ihn mit glasierten Ziegeln neu eingedeckt. Aber noch mehr haben die Solothurner, die die ersten Früchte des Reislauens und der französischen Finanz- und Pensionspolitik zu ernten beginnen, aus ihrem Städtchen gemacht: Vor einigen Jahren errichtete Joachim Habrecht am Zeitglockenturm die grosse Uhr, samt Bildern, Kriegsmann, Mondkugeln und Zifferntafel. — Und erst die Brunnen! Alle vier alten Monumentalbrunnen, die wir noch heute lieben und kennen, sind in den Jahren 1540 bis 1550 entstanden. Meister Pagans



Kunst hat hier Schönes aufgerichtet. St. Urs — zuerst vor der St.-Ursen-Kirche, nachher am Marktplatz beheimatet —, dann der Gerechtigkeitsbrunnen — vorläufig noch ohne Justitiafigur —, St. Georg, der von der Gurzelngasse auf den Börsenplatz zügeln wird; Simson auf dem Friedhofplatz: vier Kunstwerke innert zehn Jahren. Eine prächtige Leistung für eine kleine Stadt. Und welche Freude, zu wissen, dass Gründer unserer Bruderschaft — Urs Amiet und Hans Schilt — die Malerarbeit an Simson-, Gerechtigkeits- und Spitalbrunnen besorgt haben!

1559 — pro memoria für tafelfreudige Brüder des zwanzigsten Jahrhunderts: Noch steht das heutige Hotel zur Krone nicht, und das Landhaus, das in Sebastian Münsters *Cosmographia universalis* oder in der Stumpfschen Chronik abgebildet ist, ist ein kleiner vierschötiger Vorläufer des prächtigen Stadtrefigiums, in dem wir heute unser Fest feiern. Einzig das Zunfthaus zu Wirthen ist schon vorhanden: Vor einem Jahr ist es auf Kosten des Obersten Wilhelm Frölich umgebaut worden, und Lukasgründer Urs Amiet malt in seine Zunftstube ein Fenster.

Beinahe hätten wir Wesentliches vergessen: 1540 sind die Franziskaner erstmals seit der Re-



formation in ihr Kloster zurückgekehrt. Sie haben aber nur noch einen Teil benützen können, weil inzwischen ein Trakt des Klosters als Wohnsitz des französischen Ambassadors eingerichtet worden ist. Damit ist ein neues Element in die Stadt eingekehrt, das für mehr als zweihundert Jahre Solothurn und seiner Bevölkerung ein anderes, vornehmeres Gesicht, reichere Lebenshaltung, ein gewisses Savoir-vivre, aber auch Grosspurigkeit und Neureichelei bringen wird. Ein standesbewusstes Familienregime ist entstanden, das die Perücken sehr hoch trägt und darauf bedacht ist, für seine Privilegien zu sorgen. Aus den Zünften wurden längst politische Quartiervereine gemacht, auch wenn sie immer noch die alten Namen wie Pfistern oder Schiffleuten tragen. — Wer sind die Gnädigen Herren, die die Stadt regieren und nur vor dem französischen Gesandten einen, etwas allzutiefen, Bückling machen? Zwar fehlen im Aemterbesatzungsbuch die Amtsinhaber des Jahres 1559 vollständig. Aber man weiss zumindest, dass damals Konrad Graff Schultheiss war, einer der Nachfolger also des berühmten Niklaus Wengi, der vor elf Jahren zurückgetreten war. Konrad Graff wird allerdings bereits im nächsten Jahre vom Tode abberufen werden und dem gegenwärti-



gen Venner Urs Schwaller Platz machen, für zwei Jahre nur. Urs Schwaller wird 1562 in Frankreich ermordet. Sein Gedenkstein steht heute fast vergessen westlich der Wirtschaft Einsiedelei im Walde.

Am vertrautesten unter den Chargierten von 1559 ist den Lukasbrüdern der amtierende Stadtschreiber, Wernher Saler, der ihren Freiheitsbrief unterzeichnet hat. Sonst zeigt das Bürgerbuch viele Namen, die längst verschwunden sind. Aber wenn wir von den Fröhlicher, Lüthy, Pfluger, Reinhard, Scherer, Sury, Wirz oder Ziegler lesen, freuen wir uns und spüren, dass die Fäden vom Einst zum Jetzt nicht zerschnitten sind.

Der Leser wird nun nach der Kunst fragen; Kunst, die über das hinausgeht, was an Brunnen, Toren, Wehr- und anderen Profanbauten in jener baufreudigen Zeit entstanden ist. Und da erinnern wir uns, die wir über das Später Bescheid wissen, dass schon 1559, da der Maler seit fünf Jahren im Grabe ruht, irgendwo in der Stadt Hans Holbeins schöne Madonna strahlt, vor 37 Jahren gemalt und stille darauf wartend, bis Jahrhunderte später sie ein Lukasbruder zu neuem Leben erweckt. Inzwischen hat sich auch Jakob Knopf, der Maler, in Solothurn niedergelassen. Seine Söhne Franz und



Niklaus werden in die Fusstapfen des Vaters treten und treue Lukasbrüder werden. Welch Geschenk aber für Solothurn, dass der berühmte Hans Asper vor fünf Jahren von Zürich hierher gekommen ist! Er hat ihr nicht nur seine Stadtansicht hinterlassen, die nachher so oft kopiert worden ist — bedauerlich übrigens, dass man sich heute mit gesichtslosen Stadtplänen begnügen muss —, sondern er hat auch das Herrinsche Bild von der Schlacht bei Dornach restauriert, das bereits ein Jahr nach der Schlacht die Ereignisse jenes Heldentages festgehalten hat. Asper malte auch den wohl berühmtesten Solothurner Zeitgenossen, den Obersten Wilhelm Frölich, der just am 4. Januar 1559 in hartem Kampf den Engländern Calais entrissen hatte und der im Rat dabei sitzt, als die Lukasbruderschaft ihre Rechte und Pflichten zugesprochen erhält.

Alles recht und gut, wird der Leser sagen: Aber wo sind die einheimischen Künstler? Hat Solothurn damals nicht nur das Geld, sondern auch — mit Holbein, Asper, Pagan, Habrecht und allen anderen — die Kunst und das Kunsthandwerk von auswärts bezogen? Fast scheint es so. Die Liste der Maler und Bildhauer im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts ist nicht reich an Namen. Wohl



haben in dieser Kleinstadt vorerst die Voraussetzungen gefehlt, die anderswo mit einem freigebigen und reichen Mäzenatentum den Künstlern ein Auskommen ermöglichten. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts dürfte aber in dieser Beziehung eine gewisse Wende eingetreten und damit auch der Weg für die Gründung einer Künstlergilde freigelegt worden sein. Der wachsende Reichtum der Stadt, die Verbindungen mit dem Ausland und der Glanz des Ambassadorshofes begannen sich auszuwirken. Dazu trugen wesentlich bei die gerade in jenen Jahren feststellbare Blüte der schweizerischen Glasmalkunst und die aufkommende Sitte der öffentlichen Wappen- und Scheibenschenkungen, eine Art Kunstkredit des Patriziates, der zugunsten des Schmuckes von Kirchen, öffentlichen und privaten Bauten oder gar Gaststätten zugesprochen wurde. Dieses bescheidene und wohl sparsam gehandhabte patrizische Mäzenatentum — wenigstens sah sich der Kleine Rat veranlasst, einschränkende Bestimmungen zu erlassen, nachdem die Bitten um Schenkungen zu zahlreich geworden waren — dieses bescheidene Mäzenatentum führte naturgemäss nicht zu grossen Berufungen, aber doch zu lohnender Beschäftigung verschiedener Künstler und Handwerker, deren Tätigkeit aller-



dings damals noch kaum getrennt war: Kunst und Handwerk waren eins. Mit der steigenden Nachfrage muss aber auch die Konkurrenz und damit das Streben nach Schutz vor den Aussenseitern und Fremden entstanden sein. Diese Gegebenheiten machen es verständlich, warum gerade damals, um die Jahrhundertmitte und nicht früher, eine Künstlergewerkschaft ins Leben gerufen wurde. Die Zeit war reif dazu, und ein paar Jahrzehnte später wäre sie wohl kaum mehr entstanden, da vor allem die Glasmalerei bereits in den achtziger Jahren einen Niedergang erlebte. Es ist nach dem Gesagten doch wohl begreiflich, dass die Hälfte der Gründer unserer Bruderschaft Glasmaler waren, jenem Beruf also angehörten, der in besonderer Blüte stand, so dass anzunehmen ist, dass Goldschmiede, die doch seit längerer Zeit eingesetzt waren, Bildhauer und Flachmaler mehr nur nebenbei mitgenommen wurden. Die Glasmaler unterschieden sich zu jener Zeit nicht wesentlich von den Glasmachern. Wenigstens haben sich noch im Jahre 1818 die städtischen Glaser wegen eines Streites um Fensterlieferungen auf den Lukasbrief berufen. Die Glasmacherei ist ja ohnehin älter als die Glasmalerei der Städte. Schon 1480 waren in der Klus die Glaser zu einer St.-Agathen-Bruder-



schaft zusammengetreten. Ihre Tätigkeit litt aber gerade in der Mitte des 16. Jahrhunderts infolge der weltwirtschaftlichen Entwicklung unter Krisenerscheinungen, während die städtische Glasmalerei ihren Aufschwung nahm. So versteht man, dass — um den Zeitpunkt nochmals zu betonen — die Lukasbruderschaft im richtigen Augenblick als eigenartiges, aber zweifellos einmaliges Gebilde zustandekommt, ganz unverwechselbares Resultat einer vielfältigen Mischung: als bescheidene Nachahmung der berühmten Künstlergilden im Ausland, als den strengen Zunftregeln unterworfenene Innung, als fromm-heitere Bruderschaft auf katholischer Grundlage, wie sie in ihrer Gesamtheit wiederum nur Solothurn zu bieten vermochte, eine Stadt, die die eigentlich solchen Zwecken dienenden Zünfte längst ihrer berufspolitischen Aufgabe entkleidet hatte, auf der andern Seite aber als lebensfrohe Patrizierstadt der kleinen Kunst und dem Kunstgewerbe zum Schmuck und zur Dokumentierung ihres Standes freien Raum gewährte.

Diese Tatsache, dass acht Männer, Urs Amiet, Wolfgang Bochly, Jörg Bochly, Melchior Dürr, Hans Schilt, Hans Wylading, Jakob Löw und Thoman Locher, am St.-Gallus-Tag des Jahres 1559, zu



einem für die Begriffe der Zunftgeschichte recht späten Datum, in Anbetracht der solothurnischen Voraussetzungen aber wohl einzig begreiflichen Stunde, in dieser typisch solothurnischen Art ihre Bruderschaft gründeten, scheint das Wesentlichste an dem zu sein, was über den Anfang der Lukasbrüder zu sagen ist.

Möchten wir nun aber Schritt um Schritt die weiteren Jahrzehnte und Jahrhunderte verfolgen, so liefen wir Gefahr, das zu tun, was wir einleitend als Treibhausbesichtigung bezeichneten und was wir zu unterlassen gelobten. Nur eines bleibt noch zu sagen: Möge die Lukasbruderschaft durch den Willen ihrer Brüder, durch die Besinnung auf das Schöne in der Welt, das auch die bescheidenen Gründer beseelte, und durch den Schutz ihres Schirmherrn, des Heiligen Lukas, heute und jederzeit imstande sein, so zu handeln, der Kunst zu dienen und auch im Frohmut das goldene Mass nicht zu verlieren, dass auch die Nachfahren dereinst rückblickend zu spüren vermögen, dass zu unserer Zeit Menschen in ihrer unverwechselbaren Eigenart zu ihrer Zeit, mit ihrem Können und mit ihrem Geist und Gemüt am Werk waren. Ein solches Versprechen und Hoffen mag bescheiden erscheinen. Seine Erfüllung ist aber Verpflichtung



genug, wenn in hundert oder vierhundert Jahren unser Handeln und Wollen vor den Augen künftiger Brüder Bestand haben soll. So richtet sich der Gruss, den der Bruderschaftsmeister zum Schluss seiner Festrede mit erhobenem Wengibecher entbietet, nach drei Seiten: dankend und ehrerbietig zurück in vier Jahrhunderte und in die ewigen Gefilde, wo tausend Brüder, die auf Erden ihr Teil zum Bestand und emsigen Walten der Bruderschaft geleistet haben, ihre Heimat fanden; nach vorn in die Helle ungeborener Jahrhunderte, die, so hoffen wir, immer wieder dem Schönen ergebene Freunde finden mögen; und schliesslich zu Euch, liebe Gäste und Brüder, die ihr mit mir am festlichen Abend besinnlich, aber freudig bewegten Herzens die Schwelle zu einem neuen Saeculum überschreitet. Dreifach klinge so der Gruss in die Weite der Erde, deren Schöpfer uns die Schönheit als sichtbares Zeichen, als unvergängliche Mittlerin zwischen ihm und uns, geschenkt hat.



Noch am letzten Freundschaftsmahl hatte unser Mitbruder Dr. Hans Vogt erklärt, die Drucklegung der Festrede zum 400jährigen Bestehen der St. Lukasbruderschaft zu übernehmen. Wer hätte damals gedacht, dass er so bald schon nicht mehr an unserer Tafelrunde sitzen werde. So möge denn diese Gabe zur dauernden Erinnerung an ihn werden. Wir danken ihm.

Juni 1964

*René Monteil*

BRUDERSCHAFTSMEISTER